

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 288.

Dienstag, 10. Dezember.

1929.

(2. Fortsetzung.)

Die verschwundene Handschrift.

Roman von Hanns Zomak.

(Nachdruck verboten.)

Harald Triebler war bei diesen Worten leichenblau geworden. Seine Lippen schimmerten bläulich, und die grauen, harten Augen schienen dunkler geworden zu sein und tiefer in den Höhlen zu liegen.

Er fühlte, daß er endgültig bei seiner Schwester verspielt hatte und keinen Pfennig bekommen würde.

Aber er mußte das Geld haben, auf jeden Fall, sonst war er rettungslos verloren. Er brachte es ja nicht fertig, der Schwester zu sagen, daß er einen Wechsel auf den Namen eines früheren Kameraden aus der Offizierszeit gefälscht hatte und unweigerlich entlarvt werden würde, wenn er nicht bis morgen früh in den Besitz des Geldes kam.

Seltamerweise fand er mit einem Male seine Ruhe wieder.

„Ist das dein letztes Wort?“, fragte er, jede Silbe scharf betonend.

„Mein allerletztes.“

„Nun gut.“

In seinen Augen bligte es eigentümlich heimtückisch und doch auch wieder hilflos und fatal auf.

„Ich muß das Geld unbedingt haben“, fuhr er höfend fort. „Es hilft jetzt alles nichts. Wenn du schon über keinen so großen Betrag im Augenblick verfügen kannst, so mußt du es deinem Manne sagen.“

„Meinem Manne?“, lachte Ruth unwillkürlich auf. „Ich dachte, du müßtest genau wissen, daß Matthias lieber das Geld zum Fenster hinauswerfen würde, als dir auch nur einen Pfennig zu schenken!“

„Vielleicht denkt er jetzt anders“, fuhr Harald eigentümlich bestimmt fort. „Sage ihm nur, ich erinnerte ihn an seinen neuen Film und an das Gespräch, das er über eben dieses Werk vor einem reichlichen halben Jahre in seinem Bureau mit einem mir bekannten Manne führte. Sage ihm, daß ich damals alles mitangehört habe. Sage ihm weiter, ich sei ein eifriger Zeitungsleser und wäre gestern Abend, um die Gedanken etwas von meinen Sorgen abzulenken, im Palais-Theater gewesen. So, das ist alles; vergiß aber bitte nichts!“

Ruth hörte erstaunt diesen Worten zu. Sie glaubte beinahe, Harald habe den Verstand verloren.

Aber das eigentümlich schlaue Gesicht und die zynische Sprechweise des Bruders ließen sie bald erkennen, daß Sinn und Zusammenhang hinter dem scheinbaren Unsinn dieser Worte stecken müsse. Vielleicht gar irgendeine mehr oder weniger versteckte Schurkerei.

Sie wollte etwas erwidern, setzte schon zu sprechen an, aber da machte Harald Triebler kehrt, ging schnell zur Tür und schlug diese hinter sich zu.

Ruth hörte ihn noch die Treppe hinuntergehen. Dann klangen seine Schritte gedämpft vom Kiesboden des Gartens wieder. Endlich schlug die Gartentür zu, und es wurde ruhig.

Sie setzte erleichtert auf, als der letzte Laut verklungen war, und ließ sich schwer auf die nahesteigende Hausschwelle fallen.

Was sollte das alles bedeuten?

Was war das für ein geheimnisvolles Gespräch im Bureau, was hatten der Film und die Zeitungen damit zu tun?

Sollte das vielleicht nur ein Einschüchterungsversuch gewesen sein?

Sie versuchte sich etwas zu beruhigen. Äußerlich gelang es ihr auch, aber tief drinnen im Innersten klopfte es dennoch heftig weiter in geheimer Angst. Harald möchte seine letzte Zuflucht zu einer ganz besonderen Schurkerei nehmen.

Am nächsten Morgen erhielt Harald Triebler einen Brief, dessen Umschlag Matthias Doblingers Handschrift trug. Er enthielt weiter nichts als einen Scheck über 10 000 Mark.

Hans Torwaldsen überquerte in nervöser Hast den Wittenbergplatz, wäre um ein Haar von einem Auto überfahren worden und erreichte mit knapper Mühe und Not den jenseitigen Bürgersteig.

Dort blieb er erst eine Weile unschlüssig stehen und rief schließlich eine vorüberfahrende Autodrosche an. Dem Chauffeur gab er die Adresse seiner Schwägerin an.

Völlig außer Atem und mit allen Zeichen höchster Erregung klingelte er etwa zehn Minuten später an der Wohnungstür Tilla Torwaldsens.

Frau Tilla öffnete selbst.

Ohne Gruß stürzte der Kunstmaler an seiner verblüfften Schwägerin vorbei in die Diele, setzte sich, ohne Hut und Mantel abzulegen, in einen Korbsessel und zündete sich vorerst eine Zigarette an.

Frau Tilla postierte sich lächelnd vor ihm.

„Etwas komisch warst du ja dein Lebtage“, sagte sie leicht ironisch. „Ihr Maler seid ja soweit größtenteils etwas sonderlich, aber was das nun wieder einmal bedeuten soll, ist mir denn doch schleierhaft. Willst du nicht die Güte haben, mir zu erklären, weshalb du mich nicht einmal eines Grußes für würdig hältst?“

Hans Torwaldsen mußte jetzt selbst lachen.

„Entschuldige, Tilla“, entgegnete er immer noch außer Atem, „es war bestimmt nicht böse gemeint. Aber ich bin ja so maßlos aufgeregt. Wenn du das erlebt hättest, du würdest dich vielleicht noch weniger beherrschen können.“

„Um Gottes willen! Was ist denn geschehen? Bist du angefallen oder beraubt worden?“

„Keine Spur von alledem“, gab Hans Torwaldsen lächelnd zurück. „Aber ich habe etwas erlebt, was mich noch mehr aus dem Gleichgewicht brachte, als es ein Raubüberfall hätte tun können.“

„Du sprichst in Rätseln, Hans. Kannst du dich nicht etwas kurz und bündig fassen? Ich bin einigermmaßen neugierig durch dein seltsames Betragen geworden.“

„Nun gut, ich will mich kurz fassen. Also: wenn mich mein letzter Rest gesunden Menschenverstandes nicht ganz verlassen hat, so habe ich soeben Edmunds letzten Film gesehen!“

Frau Tilla setzte sich unwillkürlich auf einen der nahestehenden Sessel. Sie zeigte dabei ein sehr wenig geistreiches Gesicht.

Es entstand eine längere Pause.

„Sag mal, Hans“, unterbrach schließlich Frau Tilla als erste das Schweigen, „sollte das nun ein Witz sein — oder — —“

„Nein, nein“, fiel ihr Hans ins Wort. „Es ist so, wie ich sagte. Ein Jertum ist fast ausgeschlossen. Aber ich will von Anfang an erzählen.“

„Gestern Abend las ich in der Zeitung die Kritiken über den neuen Film der Stella-Gesellschaft „Hochzeit in Hollywood“, der augenblicklich im Palast-Theater läuft und der größte Sensationserfolg sein soll, den wir in Deutschland überhaupt zu verzeichnen hatten. Ich beschloß daher, mir die Sache des Interesses halber anzusehen und ging auch richtig heute nachmittag zur ersten Vorstellung.“

Ich bereute es nicht, denn dieser Film gehört allerdings zum besten, was ich je gesehen habe. Nicht ein einziger toter Punkt ist in dem ganzen Film.

Schon während des ersten Aktes hatte ich immer das allerdings ganz und gar unbestimmte Gefühl: das könnte Edmund geschrieben haben. Die Gestalten waren nach seiner Art gezeichnet, ebenso steckte in den humoristischen Wendungen etwas von seiner Eigenart. Aber, wie gesagt, das waren nur so rein gefühlsmäßige Eindrücke, ohne daß ich mir groß was dabei dachte.

Als aber schließlich der fünfte Akt kam, wurde es anders. Auf einmal war es mir, als würde ich ein Stück des weiteren Verlaufes der Handlung bereits kennen, ebenso klangen mit einem Schlage die Namen der handelnden Personen ganz merkwürdig vertraut im Ohr.

Unwillkürlich sann ich nach einer Erklärung für dieses merkwürdige Phänomen, aber noch ehe ich tiefer zum Nachdenken kam, hatte ich sie auch schon: Es kam nämlich viermal kurz hintereinander Text, den ich genau kannte. Bizigle, originelle Satzwendungen, die man nicht so leicht wieder vergißt, wenn man sie einmal gehört und gelesen hat. Und im nächsten Moment wußte ich auch, woher ich diese Worte kannte, von dem losen Blatt, das wir in Edmunds Schreibtisch kurz nach seinem Begräbnis fanden, als wir vergeblich nach dem verlorengegangenen Manuskript suchten.“

Jetzt erhob sich Tilla Torwaldsen und ging rasch auf den Schwager zu.

„Hans! Irst du dich nicht? Bedenke doch, es ist kaum möglich, daß es sich in Wahrheit um ein Werk Edmunds handelt. Es wird eine gewisse Ähnlichkeit mit seinen früheren Werken sein. Edmund ist ja schon bei Lebzeiten genug plagiiert worden, warum also nach seinem Tode nicht um so mehr?“

„Du irrst, Tilla. Hier handelt es sich nicht um ein Plagiat der üblichen Art, sondern um direkten Diebstahl. Die Texte stimmten Wort für Wort, die Handlung des letzten Aktes war dieselbe, die ich auf dem losen Blatt las, und nicht einmal die Namen der handelnden Personen waren verändert worden.“

Wieder entstand eine kleine Pause. Dann sagte Tilla:

„Aber wie können die Zwischenakte dieselben sein, wo doch das lose Blatt in dem Manuskript fehlen muß, wenn es wirklich gestohlen worden ist?“

„Darauf habe ich auch schon nachgedacht. Die einzige Erklärung, die es dafür gibt, ist die, daß die Zwischentexte schon in der Disposition niedergelegt waren. Wie du dich erinnern wirst, pflegte Edmund ziemlich ausführlich zu disponieren. Manuskript und Disposition lagen sicherlich zusammen an ein und derselben Stelle, und der Dieb nahm beides. Das lose Blatt aber hatte ich schon vorher weggenommen.“

„So meinst du also, daß der Diebstahl, an den ich übrigens jetzt selbst glauben muß, erst nach Edmunds Tode ausgeführt worden ist?“

„Ganz sicherlich. Ich bin sogar überzeugt, daß das vollständige Manuskript in dem Moment, wo du das lose Blatt und den Füllfederhalter an dich nimmst, noch unverfehrt auf dem Schreibtisch lag.“

Frau Tilla war nun gleichfalls aufs höchste erregt. „Aber es ist doch niemand in Edmunds Arbeitszimmer gekommen. Und auch in der übrigen Wohnung ist niemand gewesen, dem man eine solche Tat zutrauen könnte!“

„Die ganze Geschichte ist eben äußerst raffiniert eingefädelt worden. Ich weiß nicht, aber der plötzliche

Tod Edmunds kam mir schon damals so sonderbar vor.“

„Halt ein, Hans, sprich das Fürchterliche nicht aus! Als du zum ersten Male, kurz nach Edmunds Begräbnis, eine Bemerkung gleichen Inhalts fallen ließest, bin ich wochenlang mit einer peinigenden Unruhe im Innern umhergegangen, daß ich manchmal glaubte, ich müßte den Verstand verlieren. Aber glaube mir, ein Mord ist in diesem Falle ganz und gar ausgeschlossen. In mancher schlaflosen Nacht habe ich mir immer und immer wieder jede kleinste Kleinigkeit des letzten Morgens durch den Kopf gehen lassen. Es war kein Mensch bei ihm, er selbst ist auch nicht einen Schritt aus der Wohnung gegangen. Nein, nein, diese Folgerung kommt nicht in Frage.“

„Aber es war doch höchst seltsam: ganz Berlin wollte nicht begreifen, daß dieser kerngesunde Mann—“

„Ob er wirklich so kerngesund war, möchte ich noch bezweifeln. Er sah nur sehr wohl und frisch aus; außerdem gab ihm sein goldener Humor so etwas Positives, Zuversichtliches, daß er wie das sprudelnde Leben selbst wirkte. Aber andererseits litt er, wie du selbst am besten wissen wirst, schon seit langer Zeit an nervösen Herzbeschwerden. Und dann die entsetzlichen Kopfschmerzen, die ihn manchmal fast bis zur Raserei brachten! Noch am letzten Morgen quälten sie ihn wieder so, daß er Tabletten nehmen mußte.“

„Ich muß dir in vielem recht geben, Tilla. Gewiß, eine plötzliche Herzschwäche lag in diesem Fall durchaus im Bereich der Möglichkeit. Aber trotzdem kann ich das eigenartige Gefühl nicht loswerden, als berge Edmunds Tod noch ein dunkles Geheimnis.“

Frau Tilla seufzte schwer auf.

„Was für Schritte gedenkst du nun in der Angelegenheit zu unternehmen?“, fragte sie nach einer Weile beiderseitigen Schweigens.

„Ich werde den Fall möglichst sofort der Kriminalpolizei übergeben. Das ist der einzige Weg, der zum Ziele führt. Das Beste wird sogar sein, ich mache mich sogleich auf den Weg. Je früher die Arbeit der Polizei einsetzt, desto besser.“

Tilla Torwaldsen mußte ihm beistimmen.

Hastig, wie er gekommen war, erhob sich jetzt Hans Torwaldsen und verließ die Wohnung seiner Schwägerin, um sich auf schnellstem Wege nach dem Polizeipräsidium zu begeben. Vorher hatte er noch versprechen müssen, abends nochmals wiederzukommen und über seinen Besuch bei der Kriminalpolizei zu berichten.

Eine dumme Geschichte, eine sehr, sehr dumme Geschichte das“, brummte Kriminalkommissar Wendler seinem Kollegen Kreißler zu, während er einen großen Aktenbogen in den Ordner einheftete.

„Denken Sie immer noch über den mysteriösen Manuskriptdiebstahl nach, Herr Kollege?“, fragte der Angeredete scheinbar gleichgültig.

„Allerdings, worüber soll ich sonst nachdenken? Tag und Nacht verfolgt mich die Geschichte; aber ich muß offen gestehen, daß ich nicht weiter bin als vorgestern, als ich den Fall übernahm. Die ganze Materie ist eben schon etwas Ungewöhnliches. Ich habe schon Dutzenden von Halunken nachgejagt, die eine Diebhaberei für Geldschränke, Juwelen und dergleichen Dinge hatten; aber mit Leuten, die sozusagen Diebstahl stehlen, habe ich noch nie etwas zu tun gehabt.“

(Fortsetzung folgt.)

Im Kampf mit einem Rochen.

Von Horst Degenhausen.

Annähernd 25 Meilen von Suva entfernt, der reizenden Hauptstadt der Fidji-Inseln, liegt die kleine Insel Beladen, deren Umgebung durch ungeheuren Fischreichtum bekannt ist. Die Eingeborenen Belas sind nicht allein ausgezeichnete Fischer, sondern auch tollkühne Haifischjäger; nur mit Messer bewaffnet, pflegen sie unter dem Wasser den Kampf mit den Ungeheuern der Südsee aufzunehmen. Besonders im November, wenn die Südsee von gefährlichen Raubtieren wimmelt, findet in Bela eifrige, aber auch ungewöhnliche

sonder-
ht aus!
Begräb-
liebest,
uhe im
hte, ich
ir, ein
hlossen.
er und
lehten
ar kein
Schritt
Folge-

nervenspannende Jagd auf Haifische statt, und viele Anhänger des „Angelsports“ geben sich hier ein Stelldichein, um ein Abenteuer zu erleben.
Auch ich machte mich voriges Jahr mit einigen erfahrenen Haifischjägern auf, um von der Insel Beta eine „kleine Erinnerung“ in die Heimat mitzunehmen. Wir versorgten uns mit Lebensmitteln, Angelgeräten, Reben, einer Harpune, nahmen auch zwei Hängematten mit, und fuhren am nächsten Tage hinaus ins Meer. In einer ruhigen kleinen Bucht warfen wir die Rebe aus und bereiteten uns am Ufer unter idyllisch gelegenen Kataobäumbchen zur Nachtruhe vor. Einige Abenteuer wurden erzählt, von Zusammenstößen mit ungeheuren Meeresgiganten berichtet, bis die laue Nacht uns sankt in den Schlaf wiegte.

Am nächsten Morgen standen wir mit den ersten Sonnenstrahlen auf und begaben uns sofort zu der Stelle, wo die Rebe ausgeworfen waren. Schon von weitem kündete uns ein wildes Plätschern und Schlagen an, daß sich ein großer Fisch in das Reb verfangen hatte. Schweigend zog Tomassi, einer von den uns begleitenden Eingeborenen, das Messer hinter dem Gürtel hervor, nahm es zwischen die Zähne und schlüpfte, glatt wie ein Kalf, ins Wasser. Er war einer der besten Taucher auf der Insel, im jahrelangen Kampfe mit den Haifischen erprobt, so daß wir für sein Leben keine Angst zu haben brauchten. Jedoch vergingen zwei bis drei Minuten und immer noch zeigte er sich nicht auf der Oberfläche. Ratlos verharren wir im Boot und überlegten, was nun zu tun sei, als plötzlich ein blutiger Streifen über der Stelle sichtbar wurde, wo der braune Körper des Eingeborenen untergetaucht war. — „Tomassi hat den Hai getötet!“, rief ich freudig aus und erwartete nun mit Spannung sein Auftauchen. An seiner Stelle erschien aber ein langer, scheibenartiger Gegenstand, der das Reb wie Spinnweben zerriss.

Entsetzt erfaßte mich bei diesem Anblick, denn im Moment war es uns klar, weshalb Tomassi immer noch nicht sichtbar wurde: es war kein Hai, mit dem er unter dem Wasser gekämpft hatte, sondern — der weit gefährlichere Rochen. Diese Ungeheuer erreichen oft sechs Meter Länge und ein Gewicht bis zu acht Zentner. Im Kampfe zeichnen sie sich ganz besonders durch Hinterlist, Verschlagenheit und Zähigkeit aus und lassen selbst dann nicht von ihrem Opfer, wenn sie schwer verwundet worden sind. Sogar der stets angriffsfreudige Tigerhai entflieht, sobald er die Nähe eines Rochen merkt, denn in dem langen, dünnen, peitschenartigen Schwanz besitzt dieses Ungeheuer eine vernichtende Waffe, zwei haarstarke Flossen, mit dem er im Verhältnis zu seinem Körpergewicht erstaunlich schnelle und sichere Schläge verteilt.

Ein solcher Rochen hatte sich in unser Reb verfangen, und sein Wüten unter dem Wasser ging schon in Raserei über. Als sein enormer Körper sekundenlang unter dem Wasser sichtbar wurde, warf ich eine Harpune nach dem Tier aus, die sich tief in den Rücken des Ungeheuers einschneit. Vor Schmerzen aufs höchste gereizt, richtete der Rochen nun seine ganze Aufmerksamkeit auf uns. Mit mehreren blitzartig aufeinanderfolgenden Schlägen befreite er sich endgültig von dem Reb und stürzte sich auf unser Boot. Ich verlor den letzten Rest meiner Zuversicht, als das Monstrum nur noch wenige Meter vom Boote entfernt war. Zur Verteidigung war es zu spät und auch vollkommen zwecklos, da wir keine geeigneten Waffen besaßen. Durch einen furchtbaren Stoß stürzten wir voreerst auf den Boden des Bootes und, was wir mit Zittern erwartet hatten, trat im nächsten Augenblick ein. Ein ohrenbetäubendes Krachen war zu hören, gleich darauf folgte ein zweiter, noch stärkerer Schlag — das feste Fischerboot brach wie eine Zigarrenschachtel — Splitter flogen meterweit im Umkreise und — die kühle Flut nahm uns in ihre Arme.

Als ich wieder auf der Oberfläche erschien, wurde es mir sofort klar, in welcher Gefahr wir uns befanden. Nur in der Flucht lag unsere Rettung, denn, dem gereizten Tier sich zu nähern, bedeutete Selbstmord. Ich tauchte also sofort wieder ins Wasser und schwamm in der Richtung zum Ufer. Nach etwa zwanzig Minuten waren fast alle wohlbehalten dort angelangt, nur Turago, ein anderer Eingeborener, war nicht zu sehen. Auf dem Plake, wo wir kenterten, schwammen lediglich einige Bretter umher; der traurige Rest unseres zer Schlagene Bootes. Erst nach genauerer Beobachtung bemerkte ich mitten unter den Brettern einen breiten, glänzenden Rücken schwimmen. Der furchtbare Schwanz des Tieres schlug gleich darauf einige Male wuchtig auf das Wasser, dann drehte sich das Ungetüm langsam auf den Rücken und blieb regungslos liegen. Ich sah eine tiefe und breite Wunde auf seinem glänzenden Bauch, aus der das Blut herausströmte und das Wasser ringsherum dunkelrot färbte. Turago mußte den Rochen getötet haben, daran war kein Zweifel. Doch wo war er selbst?

Gerade im Begriff, zum Plake der Katastrophe zu eilen, sahen wir Turago auf uns zuschwimmen, den Körper Tomassis hinter sich herziehend. Während Turago unver-

leht war, befand sich sein Kamerad in einem schrecklichen Zustand: sein rechter Oberschenkel war entsetzlich zugerichtet und der vom Fleische entblößte Knochen trat hervor. Doch schloß er nicht und klagte nicht über die entsetzlichen Schmerzen, nur sein Gesicht hatte einen leidenden Ausdruck angenommen und es schien, daß er jeden Augenblick in Ohnmacht fallen würde. Es gelang mir, den Bluterguß durch einen Notverband zum Stillstand zu bringen, dann widelten wir ihn in warme Decken und warteten volle vier Stunden, bis uns heimkehrende Fischer nach Suva mitnahmen. Auf der Heimfahrt verlor der arme Tomassi das Bewußtsein, während sein Kamerad neben seinem Lager lauerte. Welch einen Mut mußte der kleine Kerl besitzen, um, lediglich mit einem Messer bewaffnet, das rasende Ungeheuer anzugreifen und zu töten. Die eigene große Lebensgefahr hatte er übersehen, um den Freund zu retten.

Am nächsten Tage fuhr ich allein zu der Stelle hinaus, wo der tote Rochen lag. Den größten Teil seines Körpers hatten die Haifische bereits aufgefressen, bloß den neun Fuß langen Schwanz ließen sie unberührt, da dieser Bissen selbst für die hungrigen Haifische zu hart war. Ich heb mit einem Beil ein Stück ab und nahm es zur Erinnerung mit.

Und als ich eine Woche später auf dem Deck eines Dampfers stand, der mich der Heimat zuführen sollte und zum letztenmal verträumt auf die grünen Berge der reizenden Insel und auf das immer weiter entschwindende Ufer schaute, bemerkte ich dort zwei Figuren — Turago kam mit dem langsam genesenden Tomassi, um einem Weissen, der sich in gleicher Gefahr mit ihnen befunden hatte, die letzten Grüße nachzusenden. Zwei Eingeborene waren es, zwei Menschen von dunkler Hautfarbe und treuen Herzen, denen es nichts galt, für den Freund das eigene Leben zu wagen.

Herrn Griemelmehns Kindtaufsrede.

Von Rene Boigt.

Deine Doofgesellschaft, liebes Kind!

Also weil das ähmd so Sidde is, daß bei ännert Gind doofsteier blähhlich eener vom Schtulle uffhubbt und ännere Rede losläßt, da will ich hiermit dörjenche sin un ännere Ahn-schbrache schwingen; 's is doch immer äwas ganz besonders Feterliches um ä neigebornes Gind. Nu das heest, unfer liever, gleener Siechfried is ja nu schon sett fims Wochen uff dr Wält, awer im Verhältnis zu uns andern wärft ähmd doch noch sähre neigeborn, nich wahr? Jedenfalls frein mir uns jeh alle mitenander, daßr nu ges Deide mähr is, sondern ä vollwärtcher gedoofter Mänsch — gwäälde nich, Siechfried! — De liem Aeldern schtrahln iwerich ganze Gesichte wägg, daß dr abarte Familhennamen Bäsoldt, mitn weechen un mitn harden D geschriem, nu nich auschtärm dui. Ka un was dr Bornam von unsern Gleen ahnbelaagt, da gann mr bloß saachen: Zunge, richte dich darnach in dein Lähm! So ä heidscher Bornamen, wie deiner eener is, där verflücht, mei Gind, Siechfried! Mr sieht färmlich glei dr Drachen drhinter un de Walgiern drumrum. Also mei Gind, schtark un grätich sollte wärn, dich vor nisch färschten im Lähm un uff jede Gefahr gemietlich drufflosränn. Dann wärstie ä richtcher Siechfried, wie mrn alle ausn Lähbuche gann un aus Waachnern sein Obern. Awer wennde etwa ä Schwäch-lint wärstie, denn blamierstie drmit de ganze Familie, un deine liem Aeldern missen sich schäm mit ihrn Schtrählinge. Das wärstie doch nu hoffentlich uff geen Fall wöln. Denn sonst wärstie ja ä „Schandfläd“ wie bei Insengruwern eener vorkommt. Awer doch de zweete Silwe von dein Nam, mei Gind, is ännere gewisse Verflüchtung hier dr Dräcker. De mußt immer hibsch friedlich sin un dürstst gee Graggelher wärn — gwäälde nich, Siechfried! — Dadrmit imboniert dr Mänsch nämlich viel mähr, als wennr so unbehärrschit rumbrißt un rumbläßt bei jeder Gelätschenheit. Nu gomme ich langsam zum Schlusse von meiner Rede, un da mechte ich eens nicht unerwähnt lassen, wäbde sicher alla liem Ahnwäsenden schon uffgefallen is. Nämlich: drohdäm de liem Aeldern alle beede blonde Gähbe hamn, is unser gleener Deifling mit schwarzen Borstchen verzert. Da gann ich nu awer uff Grund meiner Belätschenheit glei broffesein, daß sich das Josusaachen hier de liepe Mama ä häbbchen beimliche Borgommitis noch ändern wärd. In ä Lähbuche hier de Seichlinge habbch ärscht gärtlich geläsen, daß de ärschte Behaarung beim Mänschen iwerhaupt nich möggähmd is. Nach ä Bärtelsjahre falln de ganzen Borstchen wieder aus, dann gomme ärscht ämal ännere aleene Weile gar nisch — gwäälde nich, Siechfried! — un was dann bei dr zweeten Behaarung druffwächst, daß is ärscht s Richtighe. Also mrn wöln darum nich versaachen oder gar hehnische Ahn-schbrachungen uff de liepe junge Mudder machen, sondern mrn erhehm uns jeh alle von dr Schticheln un schtoben uff unsern Deifling sein zugünstigen Gobb!



Frauen, die sich das Leben schwer machen

Ein Kapitel vom „Abnehmen.“

Gibt es nicht auch Männer, die zu der unglücklichen Kategorie der „abnehmerischen Menschen“ gehören und damit sich und anderen das Leben schwer machen? Sicherlich! Aber jedenfalls sind sie in der Minderzahl. Das richtige „Abnehmen“, d. h. das mit einer oft geradezu krankhaften Empfindlichkeit Belastetsein, ist eine Fraueneigenschaft, und jeder, der mit einem solchermassen veranlagten weiblichen Wesen zu tun hat, weiß, wie sehr das Zusammenleben und Zusammenarbeiten dadurch erschwert wird. Um so mehr, als das „Abnehmen“ zumeist Hand in Hand mit dem Mißtrauen geht. Kennen wir nicht alle den Typ der ewig Beleidigten, die jede Bemerkung argwöhnisch auf einen verborgenen, verlegenden Sinn hin prüft, hinter dem harmlosesten Scherz Spott oder Verachtung wittert und sich beständig als mißverstanden und schlecht behandelt fühlt?

Am häufigsten findet man unter den Ehefrauen diese Bedauernswerten; bedauernswert deshalb, weil diese Veranlagung ihnen die Unbefangenheit und die Leichtigkeit nimmt. Vielleicht, das soll gar nicht bestritten werden, haben die einen oder anderen von ihnen wirklich schlechte Erfahrungen gemacht. Aber ebensooft findet man, daß gerade die Frauen, die die liebevollsten, verständnisvollsten, nachsichtigsten Gatten haben, am meisten dazu neigen, mißtraulich und „abnehmerisch“ zu sein. Widerspricht man ihnen und sucht ihnen ihre falschen Ideen auszureden, so vertiefen sie sich nur noch mehr darauf; aber umgekehrt, nimmt man Rücksicht und sucht sie zu trösten und aufzuheitern, so sehen sie dies geradezu als eine Erlaubnis und Aufforderung an, sich noch mehr gehen zu lassen. Denn ein Sichgehenlassen ist das Ganze meist, ein Mangel an Selbstbeherrschung und Selbstkenntnis. Ein Mann, der eine Frau mit dem Talent zum „Abnehmen“ bekommen hat, ist wirklich nicht zu beneiden, am meisten aber leiden die Kinder darunter, denen die Unbefangenheit und der Frohsinn dadurch genommen wird. Wie oft werden Mann und Kinder durch solche Veranlagung aus dem Hause getrieben, und die Mutter und Frau beklagt sich dann bitter über Vernachlässigung und Lieblosigkeit ihrer Familie, ohne zu bedenken, daß sie selber daran schuld ist. Aber auch anderswo begegnen wir der Frau, die beständig etwas abnimmt. In jedem Verein, in jeder Schulklasse, in jedem Kontor, bei jeder Festlichkeit usw. kann man ihren Typ finden. Gemeinam ist allen die Sucht, sich gekränkt, zurückgesetzt, schlecht behandelt zu glauben, auch dann, wenn kein ruhig und objektiv Beobachtender etwas derartiges als tatsächlich oder auch nur beabsichtigt finden kann.

Wodurch entsteht nun diese Eigenschaft und was ist dagegen zu tun? Verursacht wird sie in erster Linie durch einen Mangel an Selbstvertrauen und durch Unsicherheit, sei es nun bewußt und zugestanden oder der Betroffenen selber unbewußt. Aus diesem berechtigten und eingebildeten Gefühl, weniger zu können, zu sein oder aufzuweisen zu haben als andere, wächst die Überzeugung, daß auch andere dieses Gefühl teilen müssen, und von dieser Vermutung zum Mißtrauen und der vermeintlichen Bestätigung ist nur ein Schritt. Zuweilen, doch viel seltener, ist aber auch über große Selbstliebe und Eitelkeit die Triebfeder; die Betroffenen finden, daß eben nicht genug von ihr „hergewahrt“ wird, daß sie etwas ganz Besonderes sei, aber gar nicht genügend gewürdigt werde, und fast immer wird sie sich dann zu der Behauptung versteifen, man gönne ihr eben nicht, man beneide sie und suche sie zu unterdrücken. Was kann man tun, um diese verhängnisvolle Veranlagung — denn wirklich, sie kann geradezu verhängnisvoll werden und unter Umständen ein ganzes Leben verderben! — zu beseitigen oder wenigstens zu mildern? Vor allen Dingen muß eine einsichtige Mutter, die diese Neigung zum Abnehmen bei ihrer Tochter bemerkt, früh anfangen, dagegen zu arbeiten. Ist sie erst einmal eingewurzelt, so läßt sie sich nur sehr, sehr schwer wieder austrotzen. Man muß z. B. gerade solche Kinder daran gewöhnen, harmlose Redereien nicht nur ohne äußere Zeichen von Empfindlichkeit zu ertragen, sondern sich auch innerlich daran zu gewöhnen. Andererseits muß man sie auch lehren, sich in einem Falle, in dem ein wirklicher Wille zum Verlehen oder eine offensichtliche Ungerechtigkeit vorliegt, mit ruhiger Sicherheit zu behaupten. Dies aber

werden sie natürlich nur dann können und lernen, wenn sie wirklich etwas hinter sich haben oder wissen, was ihnen Sicherheit gibt; und auch von diesem Standpunkte aus gesehen ist es also sehr wichtig, daß man seinen Töchtern eine gute Erziehung und gründliche Ausbildung gibt, nur diese schafft die erforderliche Sicherheit dem Leben gegenüber.

Dem jungen oder älteren weiblichen Wesen aber, das nicht mehr von einer verständnisvollen Mutter oder mütterlichen Freundin liebevoll gelenkt und auf seine Fehler aufmerksam gemacht wird, kann man nur zurufen: „Wache über dich selbst und erziehe dich selbst gerade auch in dieser Beziehung! Das „Abnehmen“ ist eine Krankheit, die leicht zum unheilbaren Leiden wird, wenn man ihr nicht energisch aufleide geht!“ Käthe Brustat-Schneidermann.

Hausarbeit der Kinder.

Eine typische Erscheinung der Nachkriegszeit ist das Bild der überlasteten Hausfrau.

Die Ursachen dieser Überlastung sind ohne Zweifel einmal in der durch Krieg und Inflation bedingten verschlechterten Wirtschaftslage begründet, die es vielen unmöglich macht, fremde Arbeitskräfte in Anspruch zu nehmen. Es ist aber auch nicht zu bestreiten, daß häufig ein Teil der Schuld auf Seiten der Hausfrau liegt. Viele verstehen es nicht, die heranwachsenden Kinder in zweckentsprechender Weise zu den häuslichen Arbeiten in Anspruch zu nehmen.

Schon das kleine Kind muß daran gewöhnt werden, abends die zerstreuten Spielzeuge selbst zu sammeln. Es trägt der Mutter das Fußbänkchen herbei, bringt ihr die eingeworfenen Briefe und Zeitungen, hebt die heruntergefallene Schere wieder auf usw. Wenn in der Familie der rechte Geist herrscht, so wird meistens eine kleine Andeutung genügen, die Kinder zu diesem Tun zu veranlassen. Wenn nicht, so ist dieses schwache Gefühl anzuregen, so daß es später als eine Selbstverständlichkeit gilt, der Mutter diese Ritterdienste zu leisten.

Mit zunehmendem Alter überträgt man ihnen größere und schwierigere Arbeiten, gewährt ihnen in der Ausführung auch mehr Selbständigkeit. Stets aber müssen alle diese Tätigkeiten der kindlichen Leistungsfähigkeiten entsprechen. Das gilt besonders für solche Arbeiten, die sich auf Pflege, Warten und Überwachen von kleinen Geschwistern beziehen. Kinder haben nicht das Verantwortlichkeitsgefühl wie die Erwachsenen und beim Spiel vergißt man leicht übertragene Arbeiten.

Natürlich soll durch diese Arbeiten das Kind nicht überlastet werden; auch das kindliche Spiel muß zu seinem Rechte kommen. Vor allen Dingen aber kommt es hierbei immer auf die rechte Anleitung an; das ist zwar eine Selbstverständlichkeit, aber es fehlt daran in manchen Familien. Wo mehrere Kinder vorhanden sind, da muß jedes sein fest abgegrenztes und fest bestimmtes Arbeitsgebiet erhalten, für das es allein die Verantwortung trägt. Größtes Gewicht ist auf gewissenhafte und saubere Arbeit zu legen. Die rechte Gebuld und die Beherrschung der Tatkraft, das sparsame Lob stets ein besserer Erzieher als herber Tadel ist, werden die Arbeitsfreudigkeit des Kindes erhalten und fördern.

Selbstverständlich werden auch die Knaben von der einsichtigen Mutter mit zu den häuslichen Arbeiten herangezogen. Es liegt gar kein Grund vor, hier eine Ausnahme zu machen. Sie lernen hierbei die Hausarbeit kennen und beurteilen und bekommen Verständnis für die Arbeiten der Hausfrau. Unsere Zeit krankt ja in bedenklicher Weise daran, diese Arbeit als etwas zu betrachten, was man noch so nebenbei erledigt. Auch auf ihren Wanderungen haben die Knaben Gelegenheit, ihre im Haushalt erworbenen Kenntnisse praktisch zu verwerten. Und wenn die Mutter einmal krank wird und das Bett hüten muß, so stehen sie nicht ratlos und topflos dieser Tatkraft gegenüber.

Werden so die Kinder planmäßig und zielbewußt von Jugend auf zu den häuslichen Arbeiten herangezogen, dann wird es beiden Teilen zum Segen gereichen. Verständnis und Achtung vor jeder ehrlichen Arbeit prägt sich ihnen ein. Sie empfinden, daß auch solche Arbeit den Menschenehrt und adelt, während durch die gewonnene Entlastung das Los der Hausfrau bedeutend erleichtert wird. Taufendfältig vermag sie das Empfangene zurückzugeben — zum eigenen Wohl und zum Segen der Familie.

L. Krieger.